

Wege zu einer postkolonialen Demokratie oder: Die Geister der Vergangenheit lassen sich nicht vertreiben

Rohit Jain

Vor dem Zürcher Hauptbahnhof steht gewaltig ein Denkmal Alfred Eschers (1819–1882), seines Zeichens einer der ›Gründerväter‹ der industrialisierten Schweiz. Das Eisenbahn- und Finanzimperium des freisinnigen Unternehmers und Politikers lebt bis heute weiter in der Credit Suisse, in der ETH und dem Gotthard-Tunnel. Seit letztem Jahr ist belegt, dass ein substanzieller Teil seines Kapitals und seiner Zürcher Liegenschaften aus den Erträgen der kubanischen Kaffeeplantage ›BuenRetiro‹ seines Vaters Heinrich stammt, welche von »97 Feld- und 5 Haussklaven« bewirtschaftet wurde (Strehle, 2017).

*Am 1. August 1884 staunten die Menschen auf der Zürcher Bahnhofstrasse nicht schlecht. Ein Strassenzug mit 12 Elefanten, mehreren Zebus sowie »51 Eingeborenen aus Ceylon, darunter 2 Buddha-Priestern und singhalesischen Zwergen« bahnte sich langsam den Weg bis zur Escherwiese in der Enge (cit. nach Brändle 2013, 57). Während einer Woche und unter unmenschlichen Bedingungen mussten die Schausteller*innen in aufwändiger Kostümierung und theatralen Inszenierungen sich selbst und ihre »authentische« Lebensweise dem Publikum präsentieren. Innerhalb einer Woche begeisterten sich über 50'000 Personen an der »Singhalesen-Schau«, darunter Tausende von Schulkindern. In Bern und Basel liessen sich weitere 150'000 Personen das Spektakel nicht entgehen.*

1915, auf dem Höhepunkt der ersten ›Überfremdungsdebatte‹ der Schweiz, schrieb der Berner Rechtsprofessor Walter Burckhardt: »Man wird es vielleicht später als einen Fehler einsehen, nicht mehr Gewicht auf die Erhaltung unserer Rasse gelegt zu haben. [...] Man braucht sich nicht einzubilden, der eigene Volksschlag sei der beste und verdiene a priori den Vorzug vor den anderen, und kann es doch berechtigt finden, dass jeder Volksstamm sich selbst bleiben wolle, d.h. sich fremde Rassen fernhalte, solange er sich als lebenskräftig erweist; es sollte jedenfalls nicht dem Spiel des Zufalles überlassen werden, ob sich heute Hunderte und Tausende von Polen, morgen ebenso viele Russen oder Juden, und übermorgen vielleicht Chinesen und Malayen ansiedeln.« (Burckhardt cit. nach Jain 2018, 83f.)

Von der kolonialen Komplizität zur postkolonialen Amnesie

Finanzwirtschaft und Unternehmertum, Massenkultur und Einwanderungspolitik sind nur einige Felder, die aufzeigen, wie die moderne Schweiz systematisch eingebunden war in das Projekt des europäischen Kolonialismus. Wenn die Schweiz auch keine eigenen Kolonien besass: Koloniale Waren, Bilder, Normen, Objekte, Netzwerke, Geschichten und Imaginationen waren ab Mitte des 19. Jahrhunderts omnipräsent – und man war stolz darauf, in dieser glanzvollen Phase des europäischen Fortschritts mitzumischen (vgl. Purtschert et al., 2012; Purtschert/Fischer-Tiné, 2015). So wurde etwa im Schweizer Parlament 1884, im Jahr der Berliner Kongo-Konferenz, diskutiert, auf eigene Kolonien zu verzichten, weil die militärischen Kosten dafür zu hoch seien. Stattdessen sei eine wirtschaftliche Strategie im Umgang mit den Kolonien vorzuziehen (Purtschert et al. 2012, 14f.). Dass heute die meisten Menschen in der Schweiz nichts von diesen kolonialen Verflechtungen wissen, heisst also nicht, dass sie damals auch unbekannt waren. Die Frage ist daher, wie – und allenfalls warum – diese ›koloniale Komplizität‹ vergessen (gemacht) wurde.

Ende des 19. Jahrhunderts war die Schweiz noch stolzer Juniorpartner der kolonialen Mächte, betätigte sich in Handel, Forschung und Mission. Jedoch änderte sich die offizielle Schweizer Haltung im Zuge des Hochimperialismus und des Ersten Weltkriegs: Um die eigenen ökonomischen Kolonialinteressen zwischen den verfeindeten Grossmächten sowie den antikolonialen Bewegungen auszubalancieren, setzte die Schweiz verstärkt auf Neutralität. Mit dem Ende des Zweiten Weltkrieges, dem Schrecken des Holocaust und der Dekolonisierung setzte in Europa und weltweit eine geschichtspolitische Neuorientierung ein. Imperiale Mächte wie Grossbritannien, Frankreich oder Deutschland mussten sich seither mit der eigenen gewaltvollen Geschichte auseinandersetzen, weil die Staatengemeinschaft, antikoloniale Kämpfe und/oder innere politische Bewegungen dies (immer wieder) erzwangen – mit mehr oder weniger Erfolg. Die Schweiz hingegen vermochte dem kollektiven Prozess der Geschichtsbewältigung unter dem Deckmantel von Neutralität und Opfermythos fast vollständig zu entgehen, resp. reagierte darauf mit aktivem Vergessen – wie andere Länder in Europa übrigens auch (vgl. Loftsdóttir/Jensen, 2012; Wekker, 2016). Unausgesprochene biografische Erfahrungen und moralische Dilemmata, die durch die Kollaboration mit den nun verpönten Regimen verbunden waren, sowie Impulse für rechtliche, historische und politische Aufarbeitung wurden im kollektiven Unterbewusstsein versenkt und in verschlossenen Archiven ad acta gelegt. In einer regelrechten zweiten ›Geistigen Landesverteidigung‹ (vgl. Imhof, 1996) wurden hierzulande Neutralität, Entwicklungszusammenarbeit und Antikommunismus beschworen, und die Erinnerungspolitik der Aktivdienstgeneration (re)pro-

duzierte den Redit-Mythos. Aber die Geister lassen sich nicht vertreiben. Wie aus einem Traum schien die Schweiz Mitte der 1990er Jahre zu erwachen, als der Skandal über die nachrichtenlosen Gelder und die Kollaboration mit Nazi-Deutschland wie ein Sturm über die Eidgenossenschaft zog. Eine Welle antisemitischer und antiamerikanischer Reflexe erfasste die Schweiz, welche wiederum den aufkommenden Rechtspopulismus stärkte. Die Bergier-Kommission und das Nationale Forschungsprogramm 42+ zu den Beziehungen der Schweiz mit Südafrika eröffneten zwar ein neues, mutiges Kapitel in der Schweizer Geschichtspolitik (vgl. UEK, 2002; Kreis, 2005). Aber auch dieser Wind verpuffte, als der Bundesrat die Archive zur Beziehung der Schweiz mit dem Apartheid-Regime 2005 wieder schliessen liess.

Die helvetische Debatte über Kolonialismus und Rassismus ist vor dem Hintergrund dieser ›postkolonialen Amnesie‹ geprägt von Ablehnung, Ignoranz und Leugnung (vgl. Purtschert, 2011). Wenn eine öffentliche Debatte darüber geführt wird, dann zielen die Fragen auf die moralische Schuld von Einzelnen oder auf Einzelfälle: Wusste Escher von der Herkunft des Geldes, das er vom Vater geerbt hatte? Oder: Wie kann ein Individuum aus heutiger Sicht schuldig sein, wenn es in dieser Zeit ›normal‹ war, Sklaven zu halten? Vernachlässigt wird dabei die strukturelle Ebene, die Tatsache also, dass Escher nur der Eisenbahn- und Bankenpionier werden konnte, weil es auch in der Schweiz im 18. und 19. Jahrhundert üblich war, dass Investitionskapital durch Sklaverei und kolonialen Handel erwirtschaftet wurde (vgl. Fässler, 2005; David et al., 2005). Alfred Escher war kein Einzelfall in der Schweizer Ahnengalerie der Pioniere: David De Pury, Jacob Sulzer, Pierre Alexandre DuPeyrou, Salomon Volkart, Wilhelm Heinrich Diethelm oder Christoph Burkhardt. Dies sind nur einige der Pioniere, die in die Finanzierung von Sklavenhandel, in die koloniale Plantagenwirtschaft, in den Handel mit kolonialen Gütern sowie in den Absatz europäischer Güter in den Kolonien involviert waren und dadurch zum Schweizer Wohlstand beitrugen (vgl. Bilanz, 2004). Oder nehmen wir die kolonialen Bilder Afrikas oder Asiens, die in den Völkerschauen popularisiert wurden. Im Sinne einer Volkspädagogik erlaubten diese Anlässe Hunderttausenden, ja über die Jahrzehnte wohl Millionen von Menschen, sich als Teil einer ›weissen‹, europäischen Moderne gegenüber einem primitiven und exotischen ›Anderen‹ zu definieren (vgl. Brändle, 2013). Postkarten, Medienberichte und persönliche Erzählungen verbreiteten Bilder und Wissen kolonialer ›Anderer‹ weiter und legitimierten Handel, Mission und Ausbeutung. Die Geschichten von Kasperli oder Globi in Afrika, Kinderreime über exotische Tiere, Schulbücher, Museumssammlungen, Abenteuerfilme und Karnevalsbräuche zeugen bis heute von diesem europäisch-kolonialen Bild- und Wissensarchiv, das die Grundlage bietet für

das Selbstbild der modernen Schweiz (vgl. dos Santos Pinto et al., 2011). Es geht nicht darum, ob etwa Fasnächtler*innen oder Autor*innen von Kinderbüchern diese Bilder absichtlich und böswillig verbreite(te)n. Das Problem liegt tiefer: Rassistische Bilder, Narrative, Normen und Affekte gehören zum selbstverständlichen Wissens- und Bildarchiv der Schweiz. Sie gehören zu derjenigen Volkskultur und Tradition, mit der sich die Schweiz seit über hundert Jahren als ›weisse‹, zivilisierte Nation definiert.

Wenn Figuren wie Escher oder die Kunstfigur Kasperli reflexartig verteidigt werden, lässt das aufhorchen. Wer die Kritik an den kolonialen Verflechtungen der Schweiz quasi ›persönlich‹ nimmt, identifiziert sich zu stark mit diesen Personen und Figuren. Die emotionalen Reaktionen beweisen, dass ein wunder Punkt getroffen ist, dass es um etwas geht. Aber worum? Steckt die ökonomisch bedingte Angst dahinter, Restitutionen und Reparationen bezahlen zu müssen, wie etwa im Falle der nachrichtenlosen Gelder? Oder eine Angst, dass diese Debatten schliesslich dazu führen, dass politische Pfründen neu verteilt werden könnten, also eigene politische Macht verloren geht? Oder geht es um die unbewusste Angst, alte Gewissheiten und die Kontrolle über das Selbstbild der Schweiz zu verlieren?

Widerstand, Ignoranz und Verteidigungshaltung sind einerseits durchaus verständlich, weil das Wissen um die koloniale Komplizität tatsächlich aktiv nicht mehr abrufbar ist. Sie sind aber auch paradox, weil die historischen und kulturellen Zeugen davon omnipräsent sind. Was oft als moralische Debatte um die Schuld oder das schlechte Gewissen von Einzelnen oder als Scheingefecht gegen Political Correctness dargestellt wird, ist jedoch vielmehr eine politische, ja zutiefst demokratierelevante Debatte (vgl. Jain, 2014).

Konsequenzen einer postkolonialen Amnesie auf die gelebte Demokratie

Aus postkolonialer Perspektive klebt am westlichen Projekt der Demokratie und der Aufklärung ein grundlegender Makel. Es ist mittlerweile gut belegt, dass antirassistische und abolitionistische Interessen und Stimmen in der Amerikanischen und in der Französischen Revolution systematisch ausgeschlossen wurden (*s. Artikel Bhambra in diesem Buch*). Des Weiteren wurden in der Aufklärung sowie in der westlichen Geschichtsschreibung die Haitianische Revolution von 1791 und deren Anspruch auf eine universelle, antirassistische Demokratie aus dem kollektiven Bewusstsein verdrängt. Wenn Demokratie als laufender, politischer Prozess statt als selbstgerechter, europäischer Mythos ernst genommen werden soll, ist es angezeigt, Europa zu ›provinzialisieren‹. Es ist demnach nötig und produktiv, die eigenen Geschichtsbilder, kulturellen Gewissheiten und Instituti-

onen selbstkritisch von den (post)kolonialen und migrantischen Rändern her zu betrachten und auf blinde Flecken zu prüfen.

Der französische Politiker und Gelehrte Alexis de Tocqueville bereiste die USA 1831 mit dem Auftrag, die amerikanische Demokratie zu untersuchen. In seinem Klassiker ›Über die Demokratie in Amerika‹ (1835 / 1841) beschreibt er – unter anderem vor dem Hintergrund von Sklaverei und Segregation – die Tücken der Demokratie als ›Tyrannei der Mehrheit‹. Die institutionellen Verfahren der Mehrheitsabstimmung führen ihm zufolge zu einer vereinheitlichten politischen Dominanzkultur, die den Ausschluss von Minderheiten befördert und dies sogar als demokratisch legitimiert. Er schrieb: »Die Mehrheit lebt daher in andauernder Selbstbewunderung; nur durch Ausländer kommen dem Amerikaner gewisse Wahrheiten zu Ohren« (de Tocqueville 2001 [1835/1841], 153). Nicht nur ist der rechtliche Minderheitenschutz die demokratische Nagelprobe, auch steckt in den Stimmen an den Rändern das kritische Wissen für eine lebendige Demokratie.

Aus dieser Perspektive lässt sich getrost argumentieren, dass sich in der Schweiz im Zuge des 20. Jahrhunderts eine ›Tyrannei der Mehrheit‹, ja eine Segregation zwischen der Bevölkerung mit und ohne Migrationshintergrund, und zunehmend auch einer ›weissen‹ und ›nicht-weissen‹ Bevölkerung verfestigt hat. In seinem Plädoyer für eine nationale Regulierung von Einwanderung bezieht sich der Freisinnige Burckhardt (s. oben) auf eugenisches und rassenanthropologisches Wissen, das zwischen Metropole und Kolonien entstanden war, um koloniale Ausbeutung zu legitimieren (vgl. Falk, 2011; Jain, 2018). Die Schablone der Unvereinbarkeit unterschiedlicher ›Rassen‹ in einer Nation hatte sich im imperialen Europa zunehmend im Umgang mit Einwanderung niedergeschlagen – dabei war Burckhardt keineswegs ein expliziter Rassist. 1917 wurde die eidgenössische Fremdenpolizei gegründet, und seit 1931 werden der Aufenthalt und die Niederlassung von Ausländer*innen gemäss ethnischen Kriterien gesetzlich geregelt. Heute wird zwar nicht von ›Rassen‹ gesprochen. Aber die Grundidee hat sich in Konzepten wie ›kultureller Distanz‹, Assimilation und Integration sowie in migrationspolitischen Kreismodellen weitergeschrieben, die Staatsbürgerrechte sowie Aufenthalts- und Niederlassungsrechte bis heute regulieren. Und zwar mit demokratiepolitisch desaströsen Folgen: Wegen eines der restriktivsten Einbürgerungsgesetze Europas haben zurzeit fast 25% der Schweizer Bevölkerung keine formalen politischen Rechte, obwohl sie hier arbeiten und Steuern bezahlen. Die unerlässliche postmigran-tische Kritik (s. Artikel *Espahangizi in diesem Buch*; vgl. Espahangizi/Pinto de Magalhães, 2014) an diesem fundamentalen Demokratiedefizit ist im besten Falle immer auch eine postkoloniale. Dies erlaubt, das europäische Migrationsregime als neues Kapitel in der langen Verflechtungsgeschichte

von Kapitalismus und Rassismus einzuordnen. Demnach hat sich Migration im Europa des 20. Jahrhunderts zum zentralen Feld rassistischer Bevölkerungspolitik und der Arbeitsausbeutung entwickelt, während im 18. und 19. Jahrhundert noch Plantagen- und Fabrikwirtschaft die grundlegenden Akkumulationsregime darstellten (vgl. Beckert, 2015). Im Schweizer Fall ergänzen, überlappen und verstärken sich dabei koloniale, antiziganistische, antimigrantische, antisemitische und antimuslimische Dispositive in einem historisch-dynamischen Netzwerk (vgl. Jain, 2019). Die Funktion des ›Migrations- und Integrationskomplexes‹ (s. Artikel *Espahangizi in diesem Buch*; vgl. Jain, 2015) ist es so gesehen nicht, Menschen nicht in die Schweiz oder nach Europa ›rein‹ zu lassen, wie etwa sozialdemokratische und liberale Kritiker*innen oft anführen. Stattdessen kanalisiert(e) er qua Bewilligungen sowie Aufenthaltsstatus Menschen gemäss Herkunft und ›Rasse‹ in bestimmte Segmente des Arbeitsmarktes und der politischen Ordnung (vgl. Mezzadra/Neillson, 2013): Der Anteil von Menschen mit Migrationshintergrund in Branchen mit wenig Qualifikationsbedarf wie Bau, Logistik oder Gastronomie und bei der Sockelarbeitslosigkeit ist massiv überproportional. Die Chancen von Jugendlichen mit ausländisch klingenden Namen eine Lehrstelle zu kriegen, sind zweieinhalb Mal kleiner als bei der Schweizer Kohorte und sozialer Aufstieg bis in die bürgerliche Elite ist bei Kindern unqualifizierter Migrant*innen eine statistische Ausnahme (vgl. OECD, 2015). Hunderttausende von Sans Papiers, Geflüchteten und Migrant*innen übernehmen ›unqualifizierte Arbeit‹ in Fabriken, auf Feldern und im Care-Bereich. Warum stört sich die demokratische Gesellschaft nicht an dieser postkolonialen Segregation?

Demokratie ist nicht nur ein institutionelles Verfahren, sondern auch ein machtvoller Prozess der Konstruktion von ›Kultur‹. Wer gehört dazu und wer nicht? Wer gehört zu ›Uns‹ und wer zu ›Ihnen‹? Wie soll über demokratisches Zusammenleben gesprochen werden? Und wer nimmt an der Verhandlung teil? Die Kultur, das heisst die Bilder, Geschichten, Normen, Identitäten, Umgangsformen und Imaginationen sind die Ressourcen, quasi die Software, aus der die Demokratie, ja der Demos sich als solcher konstituiert. Zu einer demokratischen Verfasstheit gehört auch die Verfügung über das historische Erbe und das Geschichtsbild, zu dem im Falle der Schweiz auch Kolonialismus, Migration, Rassismus und Gewalt gehören. Diese ›andere‹ Geschichte, die die ›andere‹ Bevölkerung repräsentiert, ist ungeschrieben und wird in der öffentlichen Kultur der ›tyrannischen Mehrheit‹ im Tocqueville'schen Sinne verdrängt. Sie liegt in den institutionellen Archiven, und Museumssammlungen und ist manifest in historischen Gebäuden oder in den Auslagen der Brockenstuben – wenn mensch entsprechend hinschaut. Aber sie liegt auch in den Familialben und Erinnerungen von Migrant*innen und von Schweizer*innen, die

alle von Migration, Mission, kolonialem Handel oder Völkerschauen, aber auch von solidarischen und antikolonialen Bewegungen und kosmopolitischen Freundschaften erzählen – wenn man nur fragt und gut hinhört. Diese Geschichte ist affektiv und moralisch wirksam, wenn auch nicht immer intellektuell, politisch oder kulturell zugänglich.

In extremis gibt es nun zwei Optionen: Wenn wir den selbstgerechten Mythos des Erfolgsmodells Schweiz aufrechterhalten und verteidigen, schreiben wir die postkoloniale Amnesie und damit die strukturelle Gewalt fort. Die ›Weisse Weste‹ sauber zu halten, ist ein Teufelskreis. Es erfordert, die Leugnung der Geschichte der Gewalt aktiv zu betreiben und damit zu wiederholen. Kritik, Differenz, ja die Präsenz des ›Anderen‹ muss ständig unsichtbar gemacht werden – politisch, räumlich, physisch, kulturell –, damit man nicht an das Unrecht erinnert wird, man sich nicht schuldig fühlt. Die Zunahme der Segregation, faschistische Tendenzen und rassistische Gewalt in ganz Europa zeigen auf, wie dieser identitäre Teufelskreis Demokratie verunstaltet. Die andere Option besteht darin, Geschichtspolitik als Teil einer lebendigen Demokratie zu betrachten und an einem Selbstbild und an Institutionen mitzuarbeiten, die die Geschichte der Gewalt als eigene, als eine der Schweiz annimmt. In der Schweiz, quer durch Europa und in neuen globalen Zentren wird/werden diese ungeschriebene(n) Geschichte(n) in wissenschaftlichen, aktivistischen und künstlerischen Projekten, Subkulturen und Visionen geäufnet und zu neuem Leben erweckt (vgl. El Tayeb, 2015; Jain, 2016; Institut Neue Schweiz, 2018; Sarr, 2019). Darin wird die historische Last nicht als moralische verhandelt, sondern als demokratisches Erneuerungsprojekt, das von Verantwortung, Mut, Neugier und Aufbruch geprägt ist. Die Anerkennung der – historischen wie aktuellen – Dysfunktionen in der Demokratie der Schweiz ist die unerlässliche Voraussetzung für einen wirklich demokratischen Neustart. Es geht dabei nicht lediglich um technokratische ad-hoc-Lösungen, sondern um einen reparativen Prozess, in dem aus der Anerkennung der Geschichte der Gewalt und aus Ansätzen restaurativer Gerechtigkeit eine neue Gemeinschaft, ein neues ›Wir‹ entstehen kann. Die geschichtspolitische Anerkennung von kolonialer Komplizität, Assimilationspolitik und Rassismus wäre der erste notwendige Schritt, um die Schweiz von den Geistern der Vergangenheit zu befreien und sie als postkoloniale Demokratie neu zu (v)erfassen.

Anstelle eines Fazits: Explorative Grundthesen für eine postkoloniale Demokratie

Demokratische Teilhabe wurde weder der Arbeiterbewegung geschenkt noch den Schweizer Frauen, und auch Migrant*innen, ihren Nachkommen und People of Color wird es wohl nicht anders ergehen. Nichtsdestotrotz verhindert das postkoloniale Demokratiedefizit das Gute Leben Aller. Die

folgenden Thesen bieten explorative Impulse für das Projekt einer gemeinsamen postkolonialen Demokratie. Sie erfordern wissenschaftliche, historische und statistische Ausdifferenzierung oder Falsifizierung, theoretische oder konzeptionelle Auseinandersetzung sowie politische, kulturelle und biografische Aneignung und Erweiterung.

1) Die Schweiz war systematisch involviert in ökonomische und politische Prozesse kolonialer Komplizität. Finanzierung von Sklavenhandel und Plantagenwirtschaft, kolonialer Handel sowie Absatz in Kolonien haben zum Reichtum der Schweiz beigetragen. Koloniale Güter haben die Infrastruktur und öffentliche Kultur der Schweiz seither geprägt.

2) Koloniale und rassistische Bild- und Wissensarchive waren und sind bis heute fundamental für das Selbstbild der Schweiz. Kinderbücher, Fastnachtsbräuche, Museumssammlungen, Lehrpläne, Geschichtsbücher oder Alltagssprache sind nur einige Beispiele, die bis heute davon zeugen.

3) Rassistische und paternalistische Haltungen gegenüber kolonialen ›Anderen‹ wirken im politischen, ökonomischen und kulturellen Umgang mit Migrant*innen, Geflüchteten und deren Nachkommen fort und fördern eine postkoloniale Segregation auf dem Arbeitsmarkt, in der Politik und im öffentlichen Raum.

4) Die kolonialen Verflechtungen schreiben sich in das Geschäftsmodell der Schweiz im dezentralen Kapitalismus, namentlich in der Finanzökonomie sowie im Rohstoffhandel, fort. Entwicklungszusammenarbeit, Humanitarismus und Neutralität dienen nicht zuletzt der Aufrechterhaltung ökonomischer Interessen und dem politischen Status Quo.

5) Die Konstruktion des Schweizer Selbstbildes als fleissige, rechtschaffene, neutrale und humanitäre Nation geht Hand in Hand mit einer postkolonialen Amnesie, die eine Geschichte der Gewalt ständig wiederholt. Eine dringend nötige geschichtspolitische Debatte wird von einem breiten Spektrum der Bevölkerung, von den meisten politischen Parteien und relevanten öffentlichen Institutionen weitgehend ignoriert oder als Symbolpolitik und Political Correctness abgelehnt, um eine politische Aufarbeitung zu vermeiden.

6) Die politische Aufarbeitung kolonialer Komplizität und politische Prozesse der Reparation sind nötig, um die Reproduktion struktureller Gewalt und die Segregation in der Gesellschaft zu reduzieren resp. das Demokratiedefizit der Schweiz zu überwinden und demokratische Potenziale zu nutzen, ja zu retten.

7) In der Schweiz existieren postmigrantische, antikoloniale und kosmopolitische Initiativen, in denen Praxis und Utopie eines pluralistischen Zu-

sammenlebens verwirklicht werden oder zugänglich sind. Andere Lesarten institutioneller Archivbestände und öffentlicher Räume sowie die Schaffung alternativer, performativer Archive erlauben die Entwicklung postkolonialer demokratischer Ethiken, Visionen und Institutionen.

Literatur

- Beckert, Sven (2014): King Cotton. Eine Geschichte des globalen Kapitalismus. München.
- Bilanz (2004): Schweizer Sklavenhandel: Die Schweizer Sklavenhändler. In: Bilanz, 30. Juni 2004. <https://www.bilanz.ch/unternehmen/schweizer-sklavenhandel-die-schweizer-sklavenhaendler#> (aufgerufen am 15. Januar 2019).
- Brändle, Rea (2013): Wildfremd, hautnah: Zürcher Völkerschauen und ihre Schauplätze 1835–1964. Zürich.
- David, Thomas / Etemad, Bouda / Schaufelbuehl, Janick Marina (2005): Schwarze Geschäfte. Die Beteiligung von Schweizern an Sklaverei und Sklavenhandel im 18. und 19. Jahrhundert. Zürich.
- de Tocqueville, Alexis (2001[1835/1841]): Über die Demokratie in Amerika. Stuttgart.
- dos Santos Pinto, Jovita / Lienhard, Marina / Purtschert Patricia (2011): Warum zirkulieren solche Bilder ungestört in einer breiten Öffentlichkeit? In der Schweiz ist die Meinung weitverbreitet, dieses Land habe nichts, aber auch gar nichts mit dem Kolonialismus zu tun. In: WOZ. Die Wochenzeitung, 32/2011. <https://www.woz.ch/-1d0d> (aufgerufen am 15. Januar 2019)
- El-Tayeb, Fatima (2015): Anders europäisch: Rassismus, Identität und Widerstand im vereinten Europa. Münster.
- Espahangizi, Kijan / Pinto de Magalhães, Halua (2014): Vergesst 1291 und 1848! In: Die Zeit, Oktober 2014.
- Falk, Francesca (2011): Eine gestische Geschichte der Grenze: Wie der Liberalismus an der Grenze an seine Grenzen kommt. München: Fink.
- Fässler, Hans (2005): Reise in Schwarz-Weiss: Schweizer Ortstermine in Sachen Sklaverei. Zürich.
- Fischer-Tiné, Harald/Purtschert, Patricia (Hg.) (2015): Colonial Switzerland. Rethinking Colonialism from the Margins. Basingstoke.
- Imhof, Kurt (1996): Wiedergeburt der geistigen Landesverteidigung: Kalter Krieg in der Schweiz. In: Imhof, Kurt / Kleger, Heinz / Romano, Gaetano (Hg.): Konkordanz und kalter Krieg: Analyse von Medienereignissen in der Schweiz der Zwischen- und Nachkriegszeit. Zürich.
- Institut Neue Schweiz (2018): Die Willensnation beim Wort nehmen. In: Terra Cognita, 33.
- Jain, Rohit (2014): Das Lachen über die ›Anderen‹: Anti-Political Correctness als Hege-
monie. In: Tangram, 34 (Thema: Humor und Rassismus).
- Jain, Rohit / Randeria, Shalini (2015): Wider den Migrationskomplex – Perspektiven auf eine andere Schweiz. In: Swietlik, Iwona (Hg.): Sozialalmanach 2015. Herein. Alle(s) für die Zuwanderung. Luzern.
- Jain, Rohit (2017): Die Schweiz, ein*e Bastard*in – Reflexionen zu einer postkolonialen Praxis im Kontext von Urban Citizenship in Zürich. In: Morawek, Katharina/Krenn, Martin (Hg.): Urban Citizenship. Zur Demokratisierung der Demokratie. Wien.
- Jain, Rohit (2018): Kosmopolitische Pioniere. ›Inder_innen der zweiten Generation‹ aus der Schweiz zwischen Assimilation, Exotik und globaler Moderne. Bielefeld.

- Jain, Rohit (2019): Von der ›Zigeunerkartei‹ zu den ›Schweizernachern‹ bis Racial Profiling. Ein Essay über einen helvetischen Staatsrassismus. In: Wa Baile, Mohamed / Dankwa, Serena O./Naguib, Tarek / Purtschert, Patricia/Schilliger, Sarah (Hg.): Racial Profiling. Struktureller Rassismus und antirassistischer Widerstand. Bielefeld.
- Kreis, Georg (2005): Die Schweiz und Südafrika 1948–1994: Schlussbericht des im Auftrag des Bundesrates durchgeführten NFP 42+. Bern.
- Loftsdóttir, Kristín/Jensen, Lars (Hg.) (2012): Whiteness and Postcolonialism in the Nordic Region. Exceptionalism, Migrant Others and National Identities. Farnham/Burlington.
- Mezzadra, Sandro/Neilson, Brett (2013): Border as Method, or, The Multiplication of Labor. Durham/London.
- OECD (2015): Indicators of Immigrant Integration 2015: Settling In. Paris.
- Purtschert, Patricia/Lüthi, Barbara/Falk, Francesca (Hg.) (2012): Postkoloniale Schweiz. Formen und Folgen eines Kolonialismus ohne Kolonien. Bielefeld.
- Purtschert, Patricia (2011): Chewing on Post-Colonial Switzerland. Redigesting What has not yet been swallowed. In: Thal, Andrea (Hg.): Chewing the Scenery. Zürich.
- Sarr, Felwinne (2019): Afrotopia. Berlin.
- Strehle, Res (2017): Die Sklaven der Familie Escher. In: Das Magazin, 27/28.
- Unabhängige Expertenkommission Schweiz – Zweiter Weltkrieg (UEK) (2002): Die Schweiz, der Nationalsozialismus und der Zweite Weltkrieg. Zürich.
- Wekker, Gloria (2016): White Innocence: Paradoxes of Colonialism and Race. Durham.